

## **Ver-Pflegen und Ver-Kümmern Sorgearbeit und Commons**

**im Rahmen des Interdisziplinären Politischen Salons der Heinrich Böll  
Stiftung „Zeit für Allmende“  
Berlin, den 18. März 2013**

Eine Dokumentation von Silke Helfrich

### **Commons. Ein Narrativ für mehr Geschlechtergerechtigkeit?**

Barbara Unmüßig benennt zur Eröffnung des Salons einen Grund für die intensive Suche nach Alternativen: das Integrieren und Einpreisen sozial-ökologischer Kriterien in das Bestehende bringe das Problem mit sich, eine „kapitalistische Warenproduktionsform eher zu stabilisieren statt sie zu transformieren.“ In der anschließenden Vorstellungsrunde knüpft Magdalena Freudenschuss an diesen Gedanken. Sie betont, wie wichtig es ist, die „Grundkategorien, in denen wir denken und in denen unsere Ökonomie denkt aus feministischer Perspektive herauszufordern; um irgendwas an patriarchalen Strukturen zu ändern.“ Zudem wurden folgende Fragen eingebracht (Auswahl):

- Wenn *commoning* in der Lage sein soll, Geschlechterhierarchien zu dekonstruieren, woran wird das erkennbar und wie kommen wir dahin? (Ulla Peters, Stefan Meretz)
- Wie wird der Mensch im *commoning* gedacht, der einerseits autonomes, kritisches Subjekt ist und andererseits von anderen abhängiges Wesen („*care-giving*“, „*care-receiving*“; Daniela Gottschlich) Wie treffen diese Konzeptionen zusammen für die größtmögliche Emanzipation des jeweiligen Subjekts?
- Inwieweit sind politische Commonsansätze relevant für die Praxis und Lebenswelt kommunitärer und gemeinschaftsbewegter Lebensstilavantgarden? (Julio Lambing)

Christa Wichterich betont das Interesse, Care-, Postwachstums- und Commons Debatte (u.a.) zusammenzubringen, da die starke Spezialisierung der letzten Jahrzehnte auch zu einer Fragmentierung der aktiven Zusammenhänge geführt habe. Nicht nur Debatten müssten verknüpft werden, sondern insbesondere Theorie und Praxis (Joanna Barelkowska). Susann Worschech befragt die Relevanz dieser Diskussionen „die sich stark um soziale Konstruktionen auf abstraktem Niveau“ drehen für Länder in Osteuropa oder anderswo.

Volker Woltersdorff erinnert, dass auch die Begriffe Re/produktionsarbeit und Care-Work noch einmal auf den Prüfstand gehören und kritisiert, dass Care eher „in einem privatisierten, feminisierten; familiarisierten Zusammenhang gesehen wird“ während Re/produktionsarbeit das Potential habe, auch die gesamtgesellschaftliche Verantwortung zu fassen. Care wiederum setze „den Fokus auf die von der Marktlogik grundlegend verschiedene Handlungslogik“, verteidigt Wichterich den Begriff. Die Arbeit an Begriffen wird zu einem erhellenden „Nebenstrang“ des Salongesprächs (s.u.).

Ein besseres Verständnis des Begriffs- und Diskurswandels ist auch für Susanne Diehr von Interesse. Sie verweist exemplarisch auf die Schriften von Silvia Federici zwischen Mitte der 70er („Aufstand aus der Küche“ 1974 zu Feministische Perspektiven auf Commons 2010).

### **Gemeinschaftlich Sorge tragen - eine Herausforderung**

Die Soziologin Christa Wichterich geht im [anschließenden Impulsvortrag](#) der Frage nach, was Care-Economy und Commons gemeinsam haben:

- die von der Marktlogik grundverschiedene Handlungsrationale
- Wohlstandsproduktion jenseits von BIP und Wachstumsimperativ
- Caring und Commoning haben Kooperation zur Grundlage
- beide fokussieren auf das Relationale
- beide bestätigen (bislang) die existierenden Genderrollen

Die aktuelle Relevanz des Themas erkläre sich unter anderem mit der „Krise der sozialen Reproduktion“, konkret dem „enormen Ökonomisierungs- und Finanzialisierungsdruck“. Dies bedeute, „dass die marktökonomische Handlungsrationale zunehmend die Logik von Commons und Care aushöhlt und überrollt.“ Besonders deutlich werde dies, wenn „Pflege, die im Markt als bezahlte Arbeit integriert ist, dem Effizienz- und Produktivitätsdiktat unterworfen wird, indem Handreichungen an Alten und Kranken im Minutentakt [...] verrichtet werden sollen.“ Nach Operationen werde „standardisiert entlassen“ (sog. blutige Entlassungen), so dass mehr private Pflege geleistet werden muss. Der Druck auf die Altersfürsorge nehme ständig zu, ein gesellschaftlicher Burn-out deute sich an.

Doch, so fragt Wichterich: Kann „diese andere Logik von Care und Commons ein Gegenmodell für die neoliberale Marktlogik sein? Geht es um „Halbinseln oder Inseln oder ist ein Bruch mit dieser Logik durch Care und Commons möglich?“ Und: „Wer soll das denn richten?“ Der Staat (über die Rückkehr zur Sozialstaatlichkeit) oder Gemeinschaften und Netzwerke (durch Commoning)? Welche Aufgaben solle der Markt übernehmen?

Christa Wichterich konstatiert angesichts dieser Diagnose: „Wir sind zur Reorganisation von Care und Pflegearbeit gezwungen. Wir *müssen* neue Ansätze finden!“ Und zwar Ansätze, die „Emanzipatorisches (bezogen auf Sozialverhältnisse und Geschlechtergerechtigkeit) und Transformatorisches (Bruch mit der kapitalistischen Marktlogik) konzeptionell miteinander verbinden. Dies beinhaltet die Überwindung der Trennung von Produktion und Reproduktion.“

Zentrale Fragen in dieser Debatte sind Anerkennung, Verteilung sowie Bewertung, wobei jeweils zu verstehen gilt, welche „Zuweisungen nach Geschlecht, Herkunft, Ethnie usw. stattfinden, wenn eine Gesellschaft ihre soziale Reproduktion organisiert“.

**Anerkennung** sei „absolut zentral“. Auch in vielen Ländern des globalen Südens „antworten Frauen auf die Frage, nach ihren drängendsten Problemen: „dass die Arbeit, die wir machen, von der Gesellschaft nicht anerkannt wird“. Aus Marktperspektive wird Sorgearbeit gering geschätzt, da sie außerhalb des Marktes (unbezahlt) ist und als wertlos externalisiert wird. Wird Sorgearbeit aber in den Markt integriert, wird sie weiter gering geschätzt und damit gering

entlohnt. Die marktförmige Begründung dafür lautet: geringe Produktivität. Tatsächlich können Produktivität und Effizienz dieser Arbeiten nicht gesteigert werden. „Man kann ein Kind oder eine demente Person nicht schneller kämmen oder füttern. Wenn hier die Effizienz gesteigert werden soll, torpediert das die Sorgelogik.“ Solange also Sorgearbeit mit Marktkriterien bewertet werde, werde sie immer gering bewertet sein, da ihre Profitabilität nicht oder nur begrenzt steigerbar ist.

„Wenn wir mehr Anerkennung für Sorgearbeit wollen, brauchen wir andere Bewertungsmaßstäbe.“ Diese müssten gesellschaftlich gesetzt werden, von Gemeinschaften (durch commoning, neue Sozialverträge, die das Teilen der Arbeit und Solidarität betonen) oder durch die Politik (Staat). Politik könnte Sorgearbeit als „absolut wertvoll setzen und entsprechend aufwerten“ (Stichwort Mindestlohn). Das Problem sei damit jedoch nicht gelöst, denn es liege im Markt selbst. Ein anderes Bewertungskriterium müsse „menschliches und soziales Wachstum“ im Blick haben.

Zur Veranschaulichung der **Verteilung** der Sorgearbeit hat Sharha Razavi (UNRISD) den so genannten **Care-Diamond** konstruiert, an dessen vier Ecken Staat/öffentlicher Sektor, Markt/Privatwirtschaft, Familien/Frauen sowie Soziale Netzwerke/ Ehrenamt/ Selbsthilfe (also Gemeinschaft) stehen. In einem neoliberalen Kontext und in der Krise verschiebe sich dieser Care-Diamant vom Staat in die Familie, den Markt oder das Ehrenamt hinein, d.h. Sorgearbeit wandert in diese Bereiche. Der Diamant helfe, auf die Akteur\_innen zu gucken und die Frage zu beantworten, wer welche Arbeit tatsächlich tut. Beispiele aus der aktuellen Krise sind: die Familiarisierung von Carearbeit über das neue Pflegegesetz; die massive Ökonomisierung durch flexibilisierte und prekarierte Arbeit sowie Transnationale Sorgeketten verbunden mit Ethnisierung. Letzteres bedeute, so veranschaulicht Christa Wichterich, dass wir Care-Arbeit gewinnen, indem beispielsweise Polinnen alte Menschen in Deutschland pflegen und für Polen wiederum Care-Kapazitäten aus der Ukraine genutzt werden. So entstehen Lücken durch Krisenverschiebung, ein „imperialer Reproduktionsmodus, der ein Gutes Leben für uns mit den Ressourcen aus anderen Regionen gewährleistet“.

Daher stelle sich die Frage: „Könnte Pflege auch ein Kern für Commoning sein?“

Diese Diskussion sei dringend zu  führen, wobei die folgenden Dilemmata und Fallen lauern:

- **Funktionalitätsfalle**

bezeichnet die potentielle Konvergenz von feministischen, neoliberalen und kommunitären Zielen. Begriffe wie Selbstbestimmung, Freiwilligkeit, Motiviertheit können „großartig benutzt werden, um Sorgearbeiterinnen und Commoners als Airbags dieses Kapitalismus zu funktionalisieren.“

- **Eierkuchenfalle**

bezeichnet die Gefahr, intrinsische Motivation, Kooperationsbereitschaft und Selbstbestimmung harmonisch aufzuladen und ihnen überzogene Gerechtigkeitspotentiale zuzuschreiben

- **Planungs- und Verhandlungsfalle**

bezeichnet die Vorstellung, alles müsse anders plan-, verhandel-, organisier- und pflegbar sein. Oft ist das nicht in der Planungsphase entscheidbar, was das praktische Tun und Ausprobieren blockieren kann. Es geht daher darum, „nicht auf bessere Zeiten zu warten, in denen alles geklärt ist, sondern an das Prinzip TATA – There are thousand alternatives – zu glauben und anzufangen.“

- **Biosalat- oder Inselfalle**

bezeichnet die Gefahr, den „kleinen Schritt schon für den großen zu halten und die politischen Perspektiven aus dem Horizont zu verlieren,“ wie in einigen

**Alt werden in der Gemeinde.** Die [Bürgergemeinschaft in Eichstetten](#) hat mit Menschen in ihrer Gemeinde vertraglich vereinbart, dass die Dorfgemeinschaft „den Generationenvertrag tätig-praktisch übernimmt“. Menschen, die das wollen, wird garantiert, dass sie zu Hause alt werden können. Damit wurde ein neues Sorgearrangement gefunden, indem Verantwortung für Care-Arbeit geteilt wird durch einen Mix aus freiwilliger Arbeit und sozialer Arbeit. Soziale Dienste *und* öffentliche Daseinsvorsorge werden hier von der Gemeinde organisiert. „Pflegen ist hier zwar Commoning aber absolut kein Bruch mit der Feminisierung von Care. Die Akteurinnen in diesem Modell sind fast ausschließlich Frauen.“ (Wichterich)

**Beziehung herstellen.** Das Beispiel der [Neighbourhood-Care Buurtzorg](#) aus Holland erinnert stark an das Modell der DDR-Gemeindeschwester, welches derzeit wiederentdeckt wird. Es ist angelehnt an die Praxis der Distriktpflegerinnen, öffentlich beschäftigte Krankenschwestern oder Altenpflegerinnen, an die sich jede\_r über die Kommunalverwaltung wenden konnte. Die Distriktpflegerin kam zur Pflege ins Haus. Dieser Gedanke wurde als lokales Pflegekonzept fortentwickelt. Formiert werden kleine, selbstorganisierte Teams von maximal 12 Personen, vorzugsweise Krankenschwestern, Altenpflegerinnen und Ärzte, die weitgehend ohne den die Pflege ruinierenden bürokratischen Überbau auskommen. Im Zentrum steht die enge Kooperation zwischen Angehörigen, Familien, sozialen Diensten und Ärzten zum Zweck des *mappings* von Netzwerken und Pflegepotentialen in der Gemeinschaft. Kern ist, „eine dauerhafte Beziehung zwischen der Gemeinschaft und dem Betreuten herzustellen“. (Wichterich)

Zwar werden die Pflegerinnen und Schwestern in diesem Modell besser bezahlt und sowohl sie als auch die Kund\_innen sind zufriedener, „aber auch hier sind die tradierten Genderrollen und die geschlechtshierarchische Arbeitsteilung nicht aufgebrochen. Der Chef des Ganzen ist ein Mann. [...] Es ist auch kein commoning, es ist ein sich sozial nennendes Unternehmen.“ (Wichterich)

P2P communities. Zugleich ist klar, „dass ein Umbau des Alltagsverstands und ein Umbau der großen Strukturen auch praktische Beispiele braucht.“

„Das Private ist politisch. Aber das Politische ist auch privat“, schließt Christa Wichterich.

### **Pflege, die Verbindung stiftet**

Im Anschluss daran beschreibt Hildegard Schooß eingebettet in Biographisches<sup>1</sup> eine Odyssee ihres Engagements, das aus der Vorstellung resultierte „überall auf der Welt so zu leben wie als Kind in einer örtlichen Gemeinschaft mit Familienmitgliedern, Nachbarn, Mitarbeitenden, Fremden ...“ Schooß hat das Konzept und die Praxis der so genannten Mütterzentren und Mehrgenerationenhäuser wesentlich geprägt ([zur Präsentation](#)). Sie stellt das [SOS-Mütterzentrum Salzgitter](#) vor. In der Berichterstattung über die Zentren fällt häufig der Begriff „innovatives Raumkonzept“, ein Verweis darauf, dass Commoning ein eigenes Verhältnis zu Zeit und Raum verlangt.

Tatsächlich geht es Schooß im Kern um „einen Raum mit offenen Gelegenheitsstrukturen, in denen Menschen sich selbstbestimmt entwickeln können.“ Diese Entwicklung bedürfe der „alltäglichen Begegnung mit möglichst vielen unterschiedlichen Menschen. [...] die nicht in Schubläden eingeteilt werden und nach Stundenplan Kurse machen.“ Nur in solchen Strukturen könnten sich soziale Netzwerke entwickeln und könne Unterstützung sowie Verantwortung für das Wichtige entstehen, ist sie überzeugt. Nach einem langen Marsch durch die Institutionen konstatiert Schooß: „Wenn sie (gemeint sind die Institutionen sozialer Arbeit) denn alle nicht wollen, dann organisier' ich es eben selbst.“ So entstand in Salzgitter „ein offener Ort zum Leben im Stadtteil für alle Menschen.“ „Offene Orte sollten wie ein Öffentliches Wohnzimmer sein, das nicht nach VHS, Kirche oder Beratungsstelle riecht. Ein Ort der Geborgenheit, der von den Menschen selbst hergestellt worden ist.“ Dazu müsse er täglich geöffnet sein und vieles zulassen. Die Idee ist einleuchtend und konnte in Vorbereitung der Expo 2000 in Hannover und mit Duldung der Behörden finanziert werden. Gebaut wurde Ende der 90er ein regelrechter kleiner „Stadtteil im Stadtteil“ inklusive Wohngebäude.

„Die Geschichte war sehr schmerzlich. Ich war bis dahin auch in feministischen Kreisen unterwegs und die [...] Spaltung, die ich da erlebte, war die unter Feministinnen. Denn ich hatte Mütterzentren gegründet, mit Freundinnen, Feministinnen und Hausfrauen zusammen. Allein diese Tatsache, sich als Familien zu definieren die sich verantwortlich fühlen, für die Menschen die dazugehören (Kinder/ Alte), führte zu einer massiven Ausgrenzung jener Frauen/Müttern, zu denen ich gehörte.“ Den Begriff Mütterzentrum versteht Schooß im Sinne einer „mütterlichen Pädagogik“. Ihn als Zielgruppenbeschreibung zu nutzen empfindet sie als Missverständnis, „weil

---

<sup>1</sup> Handwerkerfamilie, Selbständigkeit beider Eltern, 13 Kinder, 12 Geschwister, 3 Kinder, 4 Enkelkinder „Mein jüngstes Kind ist '68 geboren, als andere auf die Straße gingen und ich dachte immer: Ob die ihre Kinder auch mitnehmen?“, Experimente mit dem Alleinverdienermodell

Menschen nicht in Zielgruppen einzuteilen sind. [...] Es geht einfach um eine bestimmte Haltung und Kultur, wie Menschen miteinander umgehen.“

Heute beleben täglich 400 - 600 Menschen „jeden Alters, aller Kulturen, aller Bedürftigkeiten“ das Zentrum in Salzgitter. „Und alle finden etwas, was sie darin entweder nutzen oder einbringen wollen. Niemand zwingt sie. [...] die **Bedürfnisorientierung**, die dort gelebt wird, führt die Menschen dahin, und daraus entstehen die Schätze, woraus man viel für das Leben machen kann.“ Bundesweit existieren ca 400 Mütterzentren und 500 Mehrgenerationenhäuser, deren Gründung und Aufbau wurde von Ursula von der Leyen maßgeblich unterstützt.

Es gibt in diesen Zentren verschiedene Räume, die sich an den Bedürfnissen der Menschen, von Jung und Alt jeglicher Herkunft, Bildung und Kultur messen. Die meisten sind offen, wofür die richtige Architektur entscheidend ist. Sie muss zulassen, dass „die sonst üblichen Grenzen überschritten werden“. „Dann öffnet man einfach die Türen und es [...] wird getan, was getan werden muss und geteilt, was geteilt werden muss.“

Die Haltung „Tue nur dann etwas, wenn die Aspekte Liebe, Lust, Luxus und Leidenschaft“, der „Kinder, Küche, Kirche“ gegenüber steht, ist Hildegard Schoof Orientierung und ein Grund der Langlebigkeit des Projekts. Rückfragen zu Geschlechterrollen und dem Verhältnis der Generationen beantwortet sie so: „Im Grunde geht es immer um die empathische Haltung im Umgang mit Menschen und die entsprechende Atmosphäre, wenn die stimmt, ist alles an Aufgaben, was Menschen brauchen oder geben wollen möglich. Dann entsteht nicht die Situation, dass sich Menschen in eine Geschlechterrolle oder Zielgruppe (z.B. Alleinerziehende mit Kind) gedrängt fühlen.“ Je offener das Angebot<sup>2</sup> und je besser die Integration im Stadtteil, umso mehr Männer besuchten das Zentrum. Allerdings werde dieser Grundgedanke der Offenheit institutionell und politisch oft torpediert. So würden noch immer Kindergärten gebaut, für die der Gesetzgeber vorschreibt, Kinder in U3 und Ü3 (Krippe, Kindergarten, Hort) zu trennen. „Es war lange nicht üblich Kinder in Familiengruppen zu betreuen und noch immer ist es gesetzlich nicht möglich, Kinder gemeinsam mit Alten oder Dementen zu betreuen. [...] Mein Ziel ist es, passende Gesetze zu schaffen, nach denen Kinder und Alte gemeinsam betreut werden, der demographische Wandel wird uns dazu zwingen.“ Problematisiert wird das Verhältnis zwischen Beruf und Passion. „Was wollen wir lieber? Professionelle Pflege oder irgendwie selber machen?“, fragt etwa Sina Doughan.

Das Projekt war als Frauenprojekt gestartet, bis heute sind die 45 Festangestellten (durchweg Fachpersonal) ausschließlich Frauen. Aber alle haben „das Recht mitzugestalten und mitzuentcheiden und seien es Bücher

---

<sup>2</sup> Tägliche Öffnungszeiten zwischen 7 Uhr bis 22 Uhr, zahlreiche „Schlüsselsorgende“, Erfahrungslernen in der Vielfältigkeit der Alltagssituationen, Intergenerationenlernen, praktische Lebenshilfe durch direkten Austausch, kostenlose allgemeine Angebote, Dienstleistungen wie Kindertagesstätte, Dementenbetreuung/ Wäschedienst/ Kinderhotel/ Mittagessen/ Materialnutzung kosten Geld – sind aber unter einem Dach zu haben. Und: „Es muss immer was zu Essen da sein.“

zu schreiben, Handwerksdienste oder Hausaufgabenhilfen.“ Etwa 100 Menschen spenden dafür ihre Zeit. Nicht die Qualifikation sei entscheidend, ist Schooß überzeugt, sondern das Ergebnis. „Jeder/Jede kann einbringen, was er/sie kann. Die Menschen profitieren nicht nur von der Vermittlung von Wissen, sondern besonders auch von der Wirkung sozialer Kompetenz und wir sind überrascht, wer alles darüber verfügt und sich dann dem anderen zuwendet. [...] Unser Bild für die Selbstentfaltung ist das Windrad. In der Mitte liegt die Nabe, die dreht sich und drum herum stehen die Flügel, die sich mit drehen wenn der Wind weht. Die Nabe ist das Selbstverständnis, die Flügel sind die Ziele und Angebote, der Wind sind die Menschen, die alles in Bewegung bringen, so greift die Bewegung ineinander und es bewegt sich alles von alleine.“

## **Das Salongespräch**

### **Care Commonalisieren**

Silke Helfrich schlägt vor, sich beim Reden über Commons oder Commoning von der verkürzenden Subjektorientierung zu lösen: „Commons = von der Gemeinschaft getragen“. Das sei zwar ein wichtiges Kriterium, gehe aber am Kern vorbei. Auch der Sorge-Diamant habe diese Subjektfokusierung. Dass diese nicht ausreiche, zeigten unter anderem die von Hildegard Schooß genannten Beispiele, in denen der Staat Commons verhindere, „weil Commons als Alternative vom Gesetzgeber gar nicht gedacht werden konnten“ (Helfrich). Bevor sich die Frage stelle, wie Care verstärkt als Commoning gestaltet und unterstützt werden könne, müssten wir „Care oder das Gesundheitswesen als Commons oder Commoning-Prozess“ denken lernen. In einer Welt, in der „eine ganze Menge Dienstleistungen, gewöhnlich über Markt oder Staat geleistet werden“ sei das eine große Herausforderung. Die Frage laute daher nicht „Wer richtet's?“, sondern zum Beispiel „Wie commonalisieren wir den Staat? Wie öffentliche Dienstleistungen?“ (Helfrich) Deswegen ginge es zunächst darum, die **Prinzipien des Commoning** gründlich zu verstehen. Dies wurde von Friederike Habermann unterstützt, denn der Inselvorwurf speise sich mitunter auch aus der Suche nach DEM Projekt, „das für alle passt“, aber gar nicht existiert. Das mache die Frage nach den Prinzipien und deren Verbreitung so relevant und ebne einem anderen Denkmodell und anderen Erfahrungen den Weg.

Erfahrungen wie in den Mütterzentren, die Ulla Peters mit dem Gedanken verbindet, dass prinzipiell „ein Ort zur Verfügung“ stehen muss, an dem „die Art der Gesellung immer wieder neu entschieden wird.“ Entscheidend ist die „große **Freiheit in der Nutzung des Ortes**“, nicht, dass es eine Gemeinschaft ist. Der Ort biete einen Rahmen so wie der Staat Absicherung bieten könne - nicht unbedingt die Leistung als solche. Statt „Wer ist für was zuständig?“, sei zu fragen: „Wie kann man bestimmte Arten absichern, Commoning zu organisieren?“ (Peters)

## **ARTABANA**

Michael Kubicek stellt [Artabana](#) als eine Form der selbstorganisierter Absicherung vor, „die sich aus dem Krankenkassensystem rausgezogen hat“ und dabei die in Deutschland noch existierenden gesetzlichen Lücken nutzt. Bei Artabana handelt es sich um „kleine Solidargemeinschaften von bis zu 12 Menschen, die sich gegenseitig solidarisch erklären und füreinander sorgen, bis hin zur Tag&Nacht Pflege.“ Artabana sei auch dem Markt entzogen, da es in dieser Form keine Beitragszahler und Beitragspflichtigen gebe. Neben den Gemeinschaften existieren Regionalverbände. Darüber hinaus gibt es einen „Feuerwehrtopf, falls alles mal irgendwie schief geht. Das funktioniert unheimlich gut, weil die Menschen sich einander verpflichten. [...] Wir haben bis hin zu schweren Krebsfällen gehabt mit Kosten bis zu 50 Tsd Euro. [...] „Da sehe ich in diesem Bereich die Zukunft und ich sehe: Dort sind Männer wie Frauen gleich, denn wenn es wirklich um eine gemeinschaftliche Sorge geht, [...] dann spielt es überhaupt keine Rolle mehr ob es Männlein oder Weiblein ist.“ Diese gegenseitige Verpflichtung „ist eine Selbstverpflichtung, die jeder Einzelne per Wort eingeht. Es gibt keine Rechtssicherung. Die ist bewusst ausgeschlossen. Wir [...] verpflichten uns einfach füreinander. Auch mit Geld. Die Verpflichtung orientiert sich an dem Bedarf bzw. an dem was jeder hat. [...] Es beruht alles auf Freiwilligkeit und einem hohen Maß an Selbstverantwortung. Man versteht sich als lernender Organismus, wo jeder die Möglichkeit hat, sich von kapitalistischen Mustern zu lösen.“

Bezweifelt wird, dass dieses Modell auch für jene funktioniert, „die wenig oder gar kein Geld zusteuern können“. Auch erscheinen die Zugangsmöglichkeiten zu staatlichen Versicherungssystemen niedrigschwelliger, zudem stelle sich die Frage, ob das nicht die Handlungsfähigkeit des (Sozial-)Staates überhaupt in Abrede stelle (Doughan), statt ihn zu commonalisieren. Friederike Habermann entgegnet, dass es auch Artabana-Gruppen gibt, in denen kein Einzahlungszwang existiert. Es sei sehr bemerkenswert, dass ein bundesweiter Zusammenhang so etwas akzeptiere. „Mit Elite hat das gar nichts zu tun.“ (Habermann)

Und wie mit Unberechenbarkeit und Komplexität umgehen? Bezogen auf Artabana vermutet Ulla Peters, sei ein weiteres Prinzip die **Akzeptanz von Unberechenbarkeit**, auf die sich auch die Absicherung erstrecken müsse.

## **Das Brötchen oder die ganze Bäckerei**

Intensiv wurde auch auf diesem Salon die Spannung zwischen notwendiger struktureller Veränderung und „Mikropraktiken“ (Julio Lambing) diskutiert, die sozial innovativ sein können oder Machtverhältnisse immer wieder aktualisieren. Wobei festzustellen ist, dass sich derzeit viele Menschen einfach auf den Weg machen (Bsp. Transition Towns). Was aber, fragt Barbara Unmüßig, mache „diese verschiedenen Bewegungen zu einem wirkungsmächtigen Rad“? Selbst Protagonisten dieser Bewegungen, etwa Rob Hopkins, reagierten fast unwillig auf Fragen nach gesellschaftlichen Strukturen oder Machtverhältnissen. Dabei gehe es „gerade auch bei Geschlechterhierarchien um Macht.“ (Unmüßig)



Ob dies einer Entpolitisierung gleichkommt sei dahingestellt, aber die Frage bleibe bestehen, „wie viel Staat oder Strukturen (noch) nötig sind, um raus aus der Nische zu kommen“ (Unmüßig). Wobei das Ziel ist, dass „der Staat möglichst vieles ermöglicht“ (Alexander Spieß).

Hier knüpft Heike Löschmann an, die das „einfach machen und probieren“ als „embedded commoning“ bezeichnet, woraus Vielfalt und Vervielfältigung entstehe. Sich von vornherein die Frage stellen: „Was, wenn wir das systemisch zu Ende denken? [...] kann auch eingrenzend wirken. Leute einfach machen lassen, ohne zu viel darüber nachzudenken, ob es angesichts der Machtverhältnisse überhaupt geht, ist vermutlich der Weg, der auch zum Ziel führt ... so dass Leute sich nicht fürchten, wenn der Kollaps kommt, weil sie schon wissen wie Postkollaps geht“. Vor dem Ende des Systems „müssen ganz viele verschiedene Formen von Selbstorganisation und Aussteigen erst einmal passieren, damit sich der Markt-Staat Diskurs zu relativieren beginnt.“ (Löschmann) Erst dann tauche die Frage nach dem strukturellen Bruch überhaupt auf.

Der Blick auf innovative Praktiken sei auch ein Blick auf die enormen „Wissensbestände, über die wir verfügen und die wir nutzen sollten, um kritisch nachzufragen.“ (Peters) Das erfordere entsprechende Formate, die helfen „zur Verallgemeinerung zu kommen, etwa zu einer bestimmten Art des Sprechens über soziale Experimente [...] um Wissen zu sichern.“ Bezogen auf Artabana wäre zu fragen: „Es ist ja ganz ungewöhnlich, dass Menschen füreinander einstehen. Wie hält man denn aus, daran zu glauben, dass es auch wirklich funktioniert, wenn es mir schlecht geht?“ Zugleich gibt Ulla Peters zu bedenken, dass „die Frage nach den Mechanismen der Wirkmächtigkeit vieler einzelner Initiativen auch verkehrt gestellt sein“ könne. „Wir müssten viel klarer machen, **was** da wirkt.“ Und zwar sehr konkret. **Es geht nicht darum, die Projekte zu vernetzen, sondern die Diskurse.** So sind Commons und Feminismus nicht additiv. Beide Ansätze müssten strukturell verbunden werden. Das gelinge über eine politische Reflektion der Mikropraktiken durchaus.

Einigkeit besteht darin, dass das Eine (das Brötchen) das Andere (die Frage nach der ganzen Bäckerei) nicht ausschließt. Wobei es, so Daniela Gottschlich, „ein enormes Emanzipationspotential gibt, das über die Gestaltung läuft. Politisierung kann man auch darüber organisieren, dass man andere Handlungsrationitäten öffentlich macht und weiterträgt. [...] gerade wenn die Überraschung so groß ist, dass es ganz neue, verblüffende Wege gibt, die für uns erst einmal komisch klingen“. Im übrigen, ergänzt Julio Lambing, seien „sowohl der Vorwurf der Inselbildung als auch der Entpolitisierungsvorwurf so alt wie der Konflikt zwischen Marx und den genossenschaftlichen Bewegungen.“ Dahinter stehe auch die Frage des Politikverständnisses. „Versteht man darunter hauptsächlich das Erschaffen und Institutionalisieren von Strukturen oder spielen auch Mikropraktiken eine Rolle?“ (Lambing) Welche Rolle Letztere - bezogen auf Strukturveränderung - spielen können, verdeutlicht Magdalena Freudenschuss. Sie sieht in den vorgestellten Beispielen im Gegensatz zum Care-Diamanten, der akteursbezogenes Denken vorgibt, dass das Politische und die Frage nach der Rolle des Staates anders gelöst werde, und sieht dies als Aufforderung, „mehr darüber nachzudenken, was das Politische ist - also über Benennungspraktiken und Definitionsfragen

[...] den größeren Zusammenhang zu denken.“ (Freudenschuss)  
Insofern bleibe die Frage, ob Inseln dieses Politische im Visier haben, ob sie „das Potential haben, eine andere Richtung aufzumachen oder ob sie sich selbst genügen“ (Wichterich), ohne „dem System Energie zu entziehen.“ (Peters) Die Alternative zu solch einer Transformationsperspektive sähe man derzeit in der Wachstumsenquete. Dort werde im Haupttenor ein „Weiter wie bisher“ kommuniziert und dabei alles integriert. Das Narrativ ist: „Alles ist managebar, indem immer mehr integriert wird: Frauen mit dem Versprechen auf Gleichstellung, Minderheiten mit Versprechen auf Integration usw.“ (Wichterich)

Stefan Meretz plädiert dafür, die Brötchen und die ganze Bäckerei in Beziehung zu sehen. „Für mich ist die Commonsbewegung eine Verallgemeinerungsbewegung. Das sind keine getrennten Bereiche, sondern es geht um die Frage: Wie stellen wir unsere Lebensbedingungen gemeinschaftlich her und zwar auf eine neue Art und Weise, jenseits von Markt und Staat?“ Das Lernen (und damit die Gestaltung der Transition) geschehe über konkrete Praktiken, nicht über „widerspruchsfreie Patentlösungen. Es wird dabei auch zu heftigen Verwerfungen kommen [...] insbesondere dann, wenn schlagartig das bisherige ökonomische Modell nicht mehr kann.“ Und dann werde die Frage relevant: „Sind die vielen Ansätze um die Commonsbewegung insgesamt schon in der Lage [...] haben sie dann ein gemeinschaftliches Metabewusstsein entwickelt zu sagen: Es gibt keinen Weg zurück in das alte Zivilisationsmodell. Wir müssen jetzt das neue aufbauen.“ (Meretz) Denn unter Krisenbedingungen könnten wir gezwungen sein, das Andere zu machen, „von dem wir gar nicht wissen wie es aussieht, da wir mittendrin stecken.“ Commons und Krise gehörten zusammen.

## **Konstruktion von Geschlechterhierarchien in Care und Commons**

Anschaulich erklärt Alexander Spieß am Beispiel des Verhältnisses von Artabana zum Markt den Zusammenhang zur Reproduktion von Geschlechterhierarchien. „Solange Arztrechnungen bezahlt werden, ist es kein reines Commoning, weil ja Dienstleistungen des Marktes genutzt werden. Das ist auch das Problem bei der Pflegewirtschaft. Die ist gar nicht so unprofitabel. Der Staat zahlt tatsächlich auch für jene, die sich 7000 Euro im Monat für Heimunterbringung nicht leisten können. Die Heimwirtschaft boomt. Es werden neue Pflegeheime gebaut. Die Pflegeheimlobby spricht sich gegen die einheitliche Pflegeausbildung aus, weil sie davon profitiert, dass es auch Hilfskräfte gibt oder dass Alten- und Krankenpflege getrennt sind, so dass sie die einen schlechter bezahlen können als die anderen.“ (Spieß) Da dies dem Staat allmählich zu teuer werde, versuche man die Pflege wieder in den privaten Bereich zurückzugeben oder an „Ehrenamtliche“ (s.u.). In diesem Zusammenhang sei die Diskussion über ein Grundeinkommen relevant, es könne auch gemeinschaftliche Formen des Sorgentragens fördern. Das betont auch Susann Worschech, die den Gedanken eines schrittweisen oder lebensphasenbezogenen Grundeinkommens ins Gespräch bringt, „so dass Leute sich mal zwei Jahre ganz intensiv einer Sache oder Aufgabe widmen können.“ Dies könne helfen, gesellschaftlich zu signalisieren: „Das ist wertvolle Arbeit und wir möchten gern, dass Männer und Frauen das machen, weil es

gemeinwohlfördernd ist.“ (Worschech)

Der feministischen Kritik an der Grundeinkommensdebatte (dass das Grundeinkommen nicht geeignet sei, die tradierte Arbeitsteilung aufzubrechen) steht ein gewisser Pragmatismus etwa in den Mütterzentren oder Mehrgenerationenhäusern entgegen. Selbstredend ist dort die Frage der geschlechtlichen Arbeitsteilung stets relevant. „Wir hatten mit Vorwürfen zu tun, dass es bei uns immer nur Frauen gibt. Meine Antwort: „Männer laufen bei uns unter Erwachsene: Wir haben das **Prinzip, dass jeder sich einbringt und tut, was er kann und sich mit den anderen darüber verständigt, was zu tun bleibt.**“ Es sei daher „eigentlich nicht so wichtig, die Geschlechterfrage daran festzumachen wieviel wer wo tut und wo kriegt. Die wichtigere Frage ist: Wie gehen wir mit Kompetenz und deren Wertschätzung um? [...] Ich glaube zu beobachten, dass es selbstverständlicher wird, dass alle dabei sind.“ Dies führte Schooß vor allem auf die breite Akzeptanz in der Bevölkerung zurück.

Zentral sei auch hinsichtlich der Arbeitsteilung das **Prinzip der Anerkennung**: „Wir haben ein monetäres und ein nicht-monetäres Anerkennungssystem, das für Männer und Frauen gelten würde, aber bis jetzt interessiert es nur Frauen. [...] Wir haben entschieden, Kompetenzen zu diskutieren und Rahmenbedingungen herzustellen, damit es gut läuft. [...] Ich habe mich tatsächlich [...] nie verantwortlich dafür gefühlt, wie Männer ihre Geschlechterfrage angehen und habe dafür gesorgt, dass wir Rahmenbedingungen haben, wo Frauen immer bessere Bedingungen haben.“ (Schooß)

In Sachen Zementierung von Strukturen und von tradierten Rollen würden jedoch die großen Wohlfahrtsverbände zu wenig in den Blick genommen. „Diese Verbände sind mächtig. Sie dominieren den gesamten Sorgebereich und sorgen dafür, dass die bestehenden Strukturen bleiben.“ Obwohl nachweisbar sei, dass das „Nicht-Trennen von Altersgruppen und Pflegebedürftigkeit usw funktioniert, gehen sie massiv dagegen an und verfahren nach dem Prinzip Teile und Herrsche.“ (Schooß) Wohlfahrtsverbände haben eine ähnlich strukturkonservierende Funktion wie Gewerkschaften (Helfrich), was damit zusammenhänge, dass „sie Leistungen für den Staat erbringen, aber kostengünstiger sind als der Staat. [...] Wenn der Staat dieselbe Leistung erbringen würde, müsste er nach TVL bezahlen.“ (Spiess)

Auch die Fachkräfte richten sich in diesen Verhältnissen und Strukturen ein. Sie sind es gewohnt, sich darauf zu beschränken, „wofür sie ausgebildet sind“. Dabei liege es „auch an diesen Menschen, etwas zusammenzubringen, gemeinschaftlich zu organisieren und Grenzen wegzunehmen.“ (Schooß) Der Angriff auf die „Rhythmen der Zeit“, den Begriff von Professionalität, existierende Grenzen oder etablierte Verbandsstrukturen brauche Mut. Mutige zu unterstützen, „Das ist für mich Politik. [...] Denn Angst lähmt die Leute. Sie haben Angst zu sagen: 'Ich brauche keine Sozialpädagogin, wenn die dies oder das nicht kann oder nicht tut.'“

Silke Helfrich stellt nach dieser Debatte noch einmal die These in den Raum, dass die genannten Beispiele, allesamt Prozesse des Gemeinschaftens, zwar

nicht zwingend konkret aber „strukturell mehr Geschlechtergerechtigkeit herstellen“ können. Dieser Aspekt sei mit Blick auf Transformationsszenarien wichtiger als der Zugangsaspekt, der häufig überbetont wird. „Wie komm ich ran? Wie komm ich rein? Wie kann ich mitmachen? Ich glaube, das ist nicht das entscheidende Ding.“ (Helfrich)

Entscheidend ist, ob Projekte prinzipiell aneinander andocken können, „ob sie sich lesen können.“ Und entscheidend ist, „aufzuhören, dualistisch zu denken und eher in die Qualität von Polen einzutauchen. [...] Das heißt einfach, **dass man sich respektiert.**“ (Kubicek)

Wobei es, so Susanne Worschech, so „einfach“ nicht ist, wenn es um Geschlechterhierarchien geht: „Dann kommen wir zum gleichen Dilemma, dass sich Feminismus und Kapitalismus immer wieder der gleichen Logik unterwerfen. Ich könnte mir vorstellen, dass ein Mehrgenerationenhaus hilft, aus dieser Gleichschaltung der Ziele auszubrechen, indem dort Zeit anders verhandelt wird,“ denn in der „rush-hour des Lebens“ gäbe es „viele kleine Momente, in denen Geschlechterrollen in ihrer Pfadabhängigkeit determiniert werden.“ Wenn aber in einem Mehrgenerationenhaus die Leute, die viel Zeit zur Verfügung haben, denen Zeit schenken, die sie gerade nicht haben und dadurch auch ihre Sorgearbeit aufwerten“ sei dies ein Ausbrechen aus der Pfadabhängigkeit. So würde erfahrbar, dass es „nicht darum geht, wenn man gerade kleine Kinder hat, sich noch nebenbei um die Karriere zu kümmern und möglichst noch Ehrenamt und möglichst alles nebeneinander zu packen. [...] sich später um etwas anderes kümmern [...] Das kann auch für Männer eine Botschaft sein, nämlich: Nimm Dir Zeit für Dein Kind. Mach Dir keine Gedanken drum, was in 3 Jahren ist.“ Wenn man zu diesem Diskurs kommt, sei „dieser Feminismus klassischer Prägung vielleicht auch nicht mehr so konform mit dem kapitalistischen Verwertungsdenken.“ (Worschech)

Selbst wenn strukturell die Bedingungen für Geschlechtergerechtigkeit in den Commons besser sind, muss „das tatsächliche Herstellen von Geschlechtergerechtigkeit erkämpft werden, so wie die Anerkennung von Sorgearbeit auch,“ argumentiert Volker Woltersdorff. Schließlich könne man sich nicht mit dem „Auslagern von Fürsorgecommons an bestimmte Bevölkerungsschichten zufrieden geben.“ In diesem Bereich vermutlich mehrheitlich Frauen, eher nicht die (gebildete) Mittelschicht, migrantische Menschen, Geringverdienende, schlecht ausgebildete Männer, die über sehr viel Zeit verfügen. „Dann kann es auch sehr einfach von neoliberalen, staatlichen Strukturen kooptiert werden.“ Sie seien „hervorragend ausbeutbar durch neoliberale Staatslogiken.“ (Woltersdorff)

Friederike Haberman vermutet, dass der Streit „über die Frage ob Commonsstrukturen weniger geschlechterhierarchisierend sind [...] viel mit den je eigenen Erfahrungen zu tun hat.“ Daher sei es wichtig, solche Erfahrungen zu ermöglichen. Erfahrungen, in denen „die Arbeit nach Lust, Luxus; Liebe und Leidenschaft“ geteilt werde, so Alexander Spieß, würden vermutlich „die Geschlechtergerechtigkeit überwinden.“ Allerdings bezweifelt er, dass Commons, in denen sich ja geschlechtshierarchische Arbeitsteilung fortsetze, hier der zentrale Hebel sind. Man könne Commonsstrukturen und -projekte aber zumindest daraufhin befragen, schlägt Daniela Gottschlich vor, ob sich das Geschlechterverhältnis ändert, wenn „sich an unterschiedlichen Punkten etwas verändert hat. Z.B. wir haben keine Individualisierung von Verantwortung

für Care, sondern es gibt eine kollektive Verantwortung. Das ist eine Entlastung.“ (Gottschlich). Wobei Magdalena Freudenschuss vor allzu großem Pragmatismus warnt, es brauche auch „nochmal einen stärkeren Blick darauf, inwiefern unser Begriff von Staat und Arbeit u.a. Kernbegriffe vergeschlechtlicht sind.“

Julio Lambing macht noch einmal den Begriff der Mikropraktiken stark. „Mikropraktiken können externen Zwecken unterliegen oder ihren Zweck in sich haben (z.B. ein gemeinschaftliches Gut/Güter pflegen). Und dafür brauchen wir immer Institutionen, die solche Praktiken kultivieren. Da kann es fast nachgeordnet sein, ob Geld eingesetzt wird oder nicht. Wichtiger würde sein, ob sie an rationalisierende Märkte anschließen oder nicht.“ Die institutionelle Wirkung könne doppelt sein: „einerseits, dass sie Praktiken lehren und kultivieren (das tun Institutionen immer) und so Haltungen nähren und lehren, die in andere Lebensbereiche hineinragen, da wir Menschen [...] uns gezwungen sehen, authentisch zu sein und eine Einheit des Lebens herzustellen. Und wenn wir nun mit solchen Praktiken konfrontiert sind, in denen Pflege selbstbestimmt kultiviert wird, dann hat das eine Auswirkung auf unser marktwirtschaftliches Verhalten. Das Andere ist: [...] Wir müssen solche Praktiken immer ordnen. So kann man Politik verstehen. Man kann sagen, Politik ist das Räsonieren, wie wir vernünftig und gerecht die Ansprüche ordnen, die sich aus verschiedenen Praktiken ergeben. Und in dem Moment kommt sofort die Geschlechterfrage rein, weil wir heute anders [...] leben, arbeiten, Sorge tragen, pflegen usw. wollen.“ (Lambing)

### **Für eine Entkapitalisierung und Entbürokratisierung der Sprache**

Als ausgesprochen erhellend erwiesen sich die zahlreichen Hinweise auf Fallstricke unserer Begriffe oder begrifflichen Leerstellen. So existiere gar keine Bezeichnung für „ein Tätigsein/ arbeiten, in dem Produktion und Reproduktion in eins fallen“ (Helfrich)

Gängige Begriffe wurden gekippt: etwa „erziehen“ (es geht immer um Begleitung, auch um Einflussnahme, aber nicht als erklärtes Programm), „Pflege“ („Wir benutzen den Begriff nicht. Bei uns ist das einfach Alltag.“), Betreuung (Besser wäre „Assistenz“? Wäre das besser?) oder Ehrenamt („Da geht es weder um die Ehre noch um ein Amt. Bei uns sind alle freiwillige Mitarbeitende.“) In diesen alternativen Begrifflichkeiten transportiere sich ein anderes Arbeitsverständnis.

Auch die Nutzung des Care Begriffs (oder die Betonung von Re/Produktion) wurde noch einmal hinterfragt. Müsse man nicht schlicht von Arbeit sprechen? So wie die Frauenrechtsorganisationen in Südasien. Obwohl in Wachstumsregionen tätig, genießen sie keine soziale Sicherheit. Um dies in den Fokus zu bringen, sprechen sie nicht von care work der unpaid work, sondern sie bringen ein klares Statement ein: „All women are workers.“

### **Auswertung**

Betont wurde (mit Ausnahmen) die gelungene Verbindung von Theorie in Praxis. Von Beispielen zu lernen, „in denen Sorge anders, was sich nicht am Geschlecht festmachen muss“ (Gottschlich) wurde von fast allen Teilnehmer\_innen als große Bereicherung empfunden. Zugleich konnte der Blick

darauf geschärft werden, Gender nicht verkürzt als „als sozialer Platzanweiser und Identitätskategorie“ zu verstehen, sondern mit Blick auf Commons die analytische Kraft des Begriffs noch einmal zu schärfen.

Sina Doughan betont die Baustellen und Irritationen: „Wie soll das gehen, dass alle ihre eigene kleine Krankenversicherung machen?“ „Wenn Leute, die außerhalb des Systems denken, rausgehen, habe ich Sorge, dass die übrigen auf der Strecke bleiben.“ Was bedeutet dies für unser Verhältnis zum Staat oder zur Idee eines stärkeren Europa? Was bedeutet es für die Ent-Professionalisierung sozialer Berufe? Impliziere nicht das Setzen auf „irgendwelche Kompetenzen“ eine noch stärkere Abwertung? Für Ulla Peters artikuliert sie damit eine „wichtige Fähigkeit für Transformationsprozesse: Widersprüche sehen, aushalten und tragen zu können. Immer wieder zu fragen: Was macht das mit mir?“

Begrüßt wurde auch die hohe Aufmerksamkeit im Gespräch, das mehrfach als „harmonisch“ bezeichnet wurde. Barbara Unmüßig merkte aus Sicht der Stiftung an: „Es hätte uns gelingen müssen, die Geschlechterdimension von Anfang an mitzudenken“, statt eine extra Serie mit einer spezifischen Zusammensetzung der Gesprächsteilnehmer\_innen zu konzipieren. Kim Nommesch reflektiert als Fazit des Gesprächs, dass auch das repräsentative System im Grunde dem Commonsgedanken entgegen stünde. Volker Woltersdorff regt an, verstärkt Queer Communities einzubeziehen, „wo es vielfach um solidarische Netzwerke geht, die staatsfern handeln müssen, weil sie einfach nicht vom Staat anerkannt werden. Die oft ohne Zuweisung von Weiblichkeit und Männlichkeit auskommen und andere Formen von Geschlechtergerechtigkeit praktizieren.“

Christa Wichterich betont die Zerrissenheit, die daraus entsteht, dass wir zugleich mit einer „Krise der Visionen“ konfrontiert sind und die „Komplexität der aktuellen Vielfachkrise“ förmlich erschlägt. Ein aktuelles Beispiel ist das Transnationales Freihandelsabkommen. Müsste frau nicht eigentlich die ganze Kraft in dieses Thema stecken? Darüber werde schließlich „für unsere Bereiche eine weitere Liberalisierung und Ökonomisierung“ exekutiert. Die Schlussfolgerung lautet: „Wir müssen eben alles machen und zwar arbeitsteilig durch unsere Vernetzung“ (Wichterich). Oder genauer: „Nicht alle müssen alles machen. Wir müssen möglichst alles im Blick haben, wer es dann tut ist etwas anderes.“ (Gottschlich)

Die Ermöglichung und Förderung von Freiräumen und commons-basierten Praktiken, als „finanzielle und infrastrukturelle Absicherung“ (Habermann) gegenüber dem Staat einzufordern, schien in Auswertung des Salongesprächs auch jenen relevant, die Commons weitgehend „ohne Markt und Staat“ verstehen. Wobei noch unklar ist, was „infrastrukturelle Absicherung mit dem Staat zu tun hat“ (Meretz), würde dieser doch oft als „Commonsverhinderungsstruktur“ erlebt. Dem „Pendeln zwischen den Polen Markt und Staat“, in dem – wie Susanne Diehr formuliert „mich solche Erfahrungen wie Artabana auch schnell an die Grenzen bringen“, ließe sich nur auf einer Metaebene von Prinzipien und Theorie entkommen. Nur so, schließt Stefan Meretz, könne aus den „Mikropraktiken (der Commons) Makrokohärenz werden“. Um das voranzutreiben und zu durchdenken bedürfe es im

Unterschied zu einer geschlossenen Visionswerkstatt und Netzwerkkonferenz einer offenen Commonskonferenz, eines Bewegungskongresses, der von einem breiten Akteursbündnis unterschiedlicher politisch, theoretisch und praktisch arbeitender Gruppierungen initiiert und getragen werden muss. Politische Stiftungen können kooperieren und beitragen, dafür Ermöglichungsstrukturen zu schaffen.(Heike Löschmann)